

Orthodoxie und Ökumene

Gesammelte Aufsätze von Damaskinos Papandreou

Herausgegeben von Wilhelm Schneemelcher

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1986

Überlegungen zu den Beziehungen zwischen Orthodoxen und Katholiken

I. Vom Wesen des Dialogs unter Christen

In Ost und West sucht man heute den Dialog. Dabei geht es um den Inhalt, aber auch um die Methode, eine Atmosphäre des Gesprächs zu schaffen, damit aus dem Dialog kein Monolog wird. Es geschieht tatsächlich leicht, daß ein Gesprächspartner allein redet, wenn er der Gefangene seines Individualismus und seiner Eigenliebe bleibt; wenn er nicht auf sein Ich verzichtet, um es im Du zu suchen und zu finden; wenn er nicht von sich selbst weggeht und im Mysterium der Selbstentäußerung lebt, um in der »Armut des Geistes« seinem Bruder zu begegnen; wenn der Mensch, »Bild und Gleichnis Gottes«, für ihn zu einer Nummer wird. Dann erfaßt der Gesprächsteilnehmer nicht den tiefen Sinn des Christentums, das nicht eine Religion des Individuums ist, sondern der Person, d. h., eine übernatürliche und sakramentale Gemeinschaft von Brüdern und nicht ein Individualismus, eine Religion einer wesenhaften und wirklichen und nicht nur einer kollektiven oder mechanischen, gefühlsmäßigen oder diplomatischen Einheit; denn eine »Person« ist im Gegensatz zum »Individuum« nicht vorstellbar ohne eine tiefe Beziehung zu anderen Personen. Mit diesen ist sie verbunden nicht nur in Trauer und Tod, sondern auch durch ein gemeinsames Verlangen nach Erlösung und nach einer Einheit gemäß dem Bilde der heiligsten Dreifaltigkeit und der Einheit der zwei Naturen - »unvermischt, unverwandelt, ungetrennt und ungesondert« - in der einen Person des Gottmenschen.

Sicherlich gibt es in der Vergangenheit Beispiele für Beziehungen zwischen Ost und West: Die »Dialoge« von Lyon (1274) und Florenz (1438) und eine Vielzahl von polemischen Glaubensbekenntnissen, von Angriffen und Gegenangriffen in theologischen Kontroversen. Aber, handelt es sich hier um Dialoge? Sicherlich nicht, am wenigsten im eigentlichen Sinne des Wortes, weil Dialog nicht ein einfaches Gegenüber von Rede und Widerrede bezeichnet, sondern Erhellung, Entfaltung, Erklärung jedes Begriffes durch das Aufeinanderstoßen verschiedener Ideen. Der Monolog dagegen – bei dem man den anderen nicht wahrnimmt oder nicht hört – ist Ausdruck einer inquisitorischen Haltung und grenzt an Dogmatismus.

Dem Anschein nach waren die genannten Begegnungen Dialoge, aber in Wahrheit handelte es sich um Monologe, insofern man auf Abwehr und Eroberung aus war, und nicht auf ein aufrichtiges und gegenseitiges Zugeständnis »in der Einheit des Friedens« (Eph 4,3).

Heute jedoch haben, wie es der Ökumenische Patriarch Athenagoras I. in seinem Grußwort an Papst Paul VI. anlässlich der Feier in der Basilika St. Peter in Rom am 26. Oktober 1967 ausgedrückt hat, »die Ökumenische Bewegung, das Zweite Vatikanische Konzil, die Panorthodoxen Konferenzen, die Lambeth-Konferenzen und die gesamtchristlichen Kongresse der anderen christlichen Kirchen und Konfessionen, die Kontakte mit Eurer Heiligkeit und zwischen den anderen christlichen Kirchenleitungen vor aller Augen die tiefe Wunde der Spaltung der Kirche bloßgelegt und das in einer Weise, daß es heute nicht mehr möglich ist, daß eine Ortskirche, ein verantwortlicher christlicher Hirte oder Leiter nicht die absolut dringende Notwendigkeit sieht, das Übel zu bekämpfen.«

II. Die neue Öffnung in der Katholischen Kirche

Die römisch-katholische Kirche, die sich bis in die allerletzte Zeit anmaßte, die Rückkehr der Orthodoxen in den Schoß der Mutter Kirche wie auch die Anerkennung des Primates des Papstes durch sie zu betonen, tritt dank dem Zweiten Vatikanischen Konzil in eine neue Phase des Überdenkens ihrer Haltung gegenüber den anderen Kirchen ein. Es ist eine Phase der Selbstkritik und des Suchens nach Möglichkeiten der Anpassung der Kirche an die zeitbedingten Erfordernisse der Welt. Rom nimmt sich selbst aufs Korn,

analysiert sich selbst- als unbarmherziger Anwalt des Rechts und zugleich als Angeklagter, ohne sich selbst zu verteidigen. Bemerkenswert sind das Vorgehen, die Diskussionsschritte und endlich der Geist, durch den sie charakterisiert sind: Weder ein monolithischer Konservatismus noch ein unverantwortlicher Progressismus und auch nicht ein undisziplinierter Liberalismus. Im Gegenteil. Die Schritte nach vorn sind sorgfältig und klug; sie erleichtern die Angleichung der Kirche von heute an die Realität bei Wahrung des Wesentlichen der römisch-katholischen Tradition. Relative Freiheit auf dem Gebiet des Kultes und der Aktion, aber auch treues Festhalten an der dogmatischen Lehre Roms. Betonung der Kollegialität der Bischöfe gegenüber dem Papst, aber auch eine indiskutable Haltung in der Lehre von seiner Vorrangstellung.

Das »Aggiornamento« ist nicht ohne Veränderung der Tradition möglich, aber sicher auch nicht durch neue Dogmen. Die »Dogmatische Konstitution über die Kirche« gibt **dort**, wo es nötig ist, eine dogmatische Akzentsetzung; aber man vermeidet es, neue Thesen aufzustellen, und im Ökumenismusdekret (111,18) heißt es ausdrücklich, daß es »zur Wiederherstellung oder Erhaltung der Gemeinschaft und Einheit notwendig sei, >keine Lasten aufzuerlegen, die über das Notwendige hinausgehen« (Ap 15,28)«.

Der Dialog, dieses wesentliche Element im Leben der Kirche, ist leicht gemacht. Das Ökumenismusdekret bietet zwar keine theologischen Lösungen der bestehenden Differenzen, aber es ermutigt zum ökumenischen Dialog und öffnet den anderen Kirchen und der Welt Türen, die wieder zu schließen von jetzt an schwierig ist. Es handelt sich - bedingt durch die Umstände - um einen Wandel der Einstellung der römisch-katholischen Kirche gegenüber den anderen Kirchen und Konfessionen: um eine Suche nach neuen Voraussetzungen für den Dialog, achtsame Vermeidung des Proselytismus, einen Geist der Selbstkritik und der Vergebung, Revision der bis heute von der Kirche im Blick auf die Nichtchristen und - warum nicht? - selbst auf die Atheisten eingenommene Haltung. Zum erstenmal in der Geschichte der Konzilien der römisch-katholischen Kirche keine Verketzerung, keine Verdammung! Alle sind zu einem klärenden Dialog eingeladen.

Der theologische Dialog mit den Orthodoxen ist ein Stück leichter geworden. Denn obgleich »die katholische Kirche den ganzen Reichtum der von Gott offenbarten Wahrheit und der Gnadenmittel besitzt« (Ökumenismusdekret 1,4) - wie des öfteren betont wird -, steht doch »wer an Christus glaube und in der rechten Weise die Taufe empfangen hat, . . . in einer gewissen, wenn auch nicht vollkommenen Gemeinschaft mit der Katholischen Kirche« (Ökumenismusdekret I,3). Alle getauften Gläubigen gehören also einerseits der Katholischen Kirche an, und gleichzeitig haben sie nicht die volle Gemeinschaft mit ihr.

Grundsätzlich wird das Sakrament allein in der Katholischen Kirche gültig gespendet, und dennoch kann die kirchliche Autorität in bestimmten Fällen eine gewisse Gottesdienstgemeinschaft mit den getrennten orientalischen Kirchen akzeptieren: »Da diese Kirchen trotz ihrer Trennung wahre Sakramente besitzen, vor allem aber in der Kraft der apostolischen Sukzession das Priestertum und die Eucharistie, wodurch sie in ganz naher Verwandtschaft bis heute mit uns verbunden sind, so ist eine gewisse Gottesdienstgemeinschaft unter gegebenen geeigneten Umständen mit Billigung der kirchlichen Autorität nicht nur möglich, sondern auch ratsam« (Ökumenismusdekret 111, 15).

Dennoch können nach eindeutiger Aussage der Konstitution über die Kirche (111,22) die Bischöfe, die sich nicht in Gemeinschaft mit dem Heiligen Stuhl von Rom befinden, keine wahre Autorität ausüben. Die Gottesdienstgemeinschaft wird hier also von der Autorität der Bischöfe getrennt, so daß, wie es scheint, die Einheit mit Rom mehr juristisch als von einer sakramentalen Gemeinschaft her verstanden wird. Die Einheit und Katholizität der Kirche bestehen somit in ihrer Universalität mit Rom als Mittelpunkt in der Weise, daß die Kirche Christi zunächst einmal mit der römisch-katholischen Kirche identifiziert wird. Doch nach orthodoxer Ekklesiologie ist die Einheit der Kirche nicht verwaltungsmäßig zu verstehen. Vielmehr ist die Feier der Eucharistie in der Einheit mit dem Bischof das eigentliche Mysterium dieser Kirche und ihrer Einheit. Durch sie und in ihr vereinigen sich die Gläubigen mit Christus und untereinander in einem Leib. Eucharistische Gemeinschaft bezeichnet folglich Gemeinschaft in der Kirche, absolute Einheit der Glieder des einen und selben Leibes der einen Kirche Christi. Rom befindet sich in einer gewissen Verlegenheit im Blick auf Möglichkeiten der Wiederherstellung der Einheit direkt von Gott her. Die großartigen Worte des Papstes zu Beginn der zweiten Session des Konzils drücken in charakteristischer Weise die Schwierigkeiten, aber auch die einzigartigen Möglichkeiten eines Vorantreibens einer Lösung der die Einheit betreffenden Probleme aus: »Wenn in dem, was zur Trennung Anlaß gegeben hat, uns ein Fehler angelastet werden kann, bitten wir da-

für demütig Gott um Verzeihung, und wir erbitten auch die Vergebung der Brüder, die sich von uns beleidigt fühlen könnten. Ebenso sind wir bereit, soweit es uns angeht, die Beleidigungen, deren Ziel die katholische Kirche gewesen ist, zu vergeben und die Leiden zu vergessen, die sie in der langen Geschichte der Streitigkeiten und Trennungen erduldet hat. Möge der Himmlische Vater diese unsere Erklärung annehmen und uns alle zu einem wahren brüderlichen Frieden führen. In Kenntnis der großen Schwierigkeiten, die sich der ersehnten Einigung entgegenstellen, setzen wir demütig unser Vertrauen auf Gott. Wir werden fortfahren zu beten. Wir werden uns bemühen, ein besseres Zeugnis wahren christlichen Lebens und brüderlicher Liebe zu geben. Und wenn die Realität unsere Hoffnung zunichte zu machen droht, wollen wir uns an das so tröstliche Wort Christi erinnern: »Was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gom (Lk 18,27).«¹

Die Einstellung der Beobachter des Konzils ist, was den Aufweis von aktuellen Möglichkeiten der Einheit betrifft, realistischer. Anlässlich eines Empfangs zu ihren Ehren sagte Professor Skydsgaard in ihrem Namen unter anderem: »Die Atmosphäre der Herzlichkeit und Freiheit macht uns die Erfüllung unserer Aufgabe als Beobachter in aller Aufrichtigkeit und gutem Einvernehmen sehr leicht. Wir sind besonders Kardinal Bea dankbar, der uns in großmütiger Weise eingeladen hat, unsere positiven wie negativen Reaktionen auf die Arbeiten des Konzils zum Ausdruck zu bringen. Das Schema »über die Kirche«, das zur Zeit behandelt wird, beinhaltet eines der schwierigsten und umstrittensten Themen in der Vergangenheit wie auch heute. In der Tat, die Lehre von der Kirche ist sozusagen der Brennpunkt aller unserer Spaltungen, die gerade hier unüberwindlich erscheinen trotz unserer aufrichtigen Bemühungen zu einem gegenseitigen Verstehen. In dieser schmerzlichen Situation erzielen wir trotz allem Fortschritte allein dadurch, daß wir teilhaben an der Erfahrung dieser Schwierigkeit und sie gemeinsam ertragen. Man findet heute manchmal einen naiven optimistischen oder oberflächlichen Ökumenismus, der glauben machen will, daß die sichtbare Einheit der Christen in kurzer Zeit realisierbar sei. Das ist nicht unsere Haltung, und es ist für uns eine wirkliche Erleichterung zu wissen, daß Eure Heiligkeit keineswegs diese Meinung teilen... Wie Eure Heiligkeit sagten, gibt es schwere und komplizierte Probleme zu studieren und zu klären, und ihre Lösung erfordert Bedingungen, die zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht gegeben sind.«²

III. Die Haltung der Orthodoxie der römisch-katholischen Kirche gegenüber

Welche Haltung nimmt die Orthodoxie im Blick auf das ökumenische Werk des Konzils ein? Sicherlich haben ernsthafte Kritiken bedeutender Theologen nicht gefehlt. Aber die Übertreibungen sind die gewohntesten³: unangebrachter Optimismus, oberflächlicher Enthusiasmus oder verkalkter Monolithismus, zum Teil ein reines Aufzählen der Irrtümer des Papsttums - als ob wir nicht ähnliche Fehler bei uns finden könnten -, eine ausgesprochene Haltung des Kritisierens und des Verdammens aller für uns »häretischen« Abweichungen ohne jede Unterscheidung. Die Anklagen haben sicherlich ihre Berechtigung, und niemand kann leicht die dunklen Seiten der Geschichte vergessen, den Zwangsproselytismus Roms, die Gewalttätigkeiten der Kreuzfahrer und die Fallen des Uniatentums. Infolgedessen erklärt sich jede Reserve Vergabung des Gottes der Liebe, unsere Intoleranz durch fundierte Kritik der ökumenischen Arbeit des Konzils unsererseits von der Geschichte her, und von daher erweist sie sich notwendigerweise auch als berechtigt. Unberechtigt indessen ist unsere Polemik, die aus gehässiger Übertreibung oder Mangel an Selbstkritik hervorgeht. Unser anti-römischer Geist muß ersetzt werden durch die und des gegenwärtigen Katholizismus im allgemeinen; unsere Furcht vor dem Dialog muß einem echten Vertrauen weichen, durch das wir »an der heiligen, einen, katholischen und apostolischen Kirche« teilhaben und Erben des freien ökumenischen Geistes der alten ungeteilten und wahren Kirche der sieben Ökumenischen Konzilien sind.

Die Orthodoxie hat überhaupt keinen Grund, die Wahrheit bei den die Einheit betreffenden Streitfragen zu fürchten. Diese Wahrheit war und ist noch ihre eigentliche Ausrüstung im praktischen ökumenischen Dialog. Wir werden niemals die Wahrheit opfern, sondern im Gegenteil, wir werden alles der Wahrheit opfern.

¹ Documentation catholique, 1963, Sp. 1356-1357.

² ebenda, Sp. 1425.

³ Archimandrit Elias Mastroyannopoulos, Orthodoxe Voraussetzungen für den ökumenischen Dialog (griechisch), in Ekklesia 1969, 178-180 u. 198-201.

Aber anstatt die anderen schlecht zu machen und sie ungerechterweise als Betrüger und Wirrköpfe zu bezeichnen, müssen wir ihren Irrtum vermeiden; denn wenn wir den Irrtum als Verbrechen und als Verrat betrachten und dazu die Irrenden als Kriminelle, wenn wir das tun, dann sind wir Menschen dieser Welt, nicht solche, die den Geist der Menschenliebe und der christlichen Liebe tragen, inspiriert vom Rechtsstandpunkt eines Richters, der den Schuldigen nicht von seinem Verbrechen und seiner Veranlagung zu unterscheiden weiß. Der aber, der die Wahrheit besitzt, hat als demütiger Diener Christi Mitleid mit dem Irrenden, er beleidigt ihn nicht, er spricht mit ihm, wobei er seine Argumente mit Ernst und Gewicht auf den Tisch des Dialogs legt; vermeidet es, sich damit zufrieden zu geben, pharisäisch Beweise für den Besitz der Wahrheit vorzuzeigen oder seine Pfeile fern vom Schlachtfeld in volkstümlichen Kirchenzeitungen abzuschießen und sich mit der Anerkennung durch deren naive und unschuldige Opfer zufrieden zu geben. Die Wahrheit haßt das Unrecht, wie das Unrecht die Wahrheit haßt. In der Selbstbeherrschung und in der ruhigen Konfrontation besteht die Stärke dessen, der die Wahrheit besitzt, weil er dank seines Charakters und seiner Erziehung weiß, daß in Ironie gehüllte wie offene Ungerechtigkeiten im allgemeinen nur die zu rechtgemachten Beweise derer sind, die Unrecht haben. Wer immer glaubt, die Wahrheit zu besitzen, muß seine größere Verantwortung seinem christlichen Gesprächspartner gegenüber unter Beweis stellen. Er muß in Wahrheit gebildet sein, frei von Fanatismus und jeder Neigung zur Polemik, damit er seinen Glauben ohne Leidenschaft darlegen kann, voller Liebe, in der am besten ankommenden und annehmbaren Weise, im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung sowohl im Blick auf seine Kirche wie im Blick auf seine getrennten Brüder.

Er müßte auch besser das Denken und das Temperament seines Gesprächspartners kennen. Wenn er diesen kennt, wird er ihm auch die Möglichkeit geben, seine eigene Überlegenheit zu erkennen und umgekehrt. Die korrekte Beurteilung der Dinge erfordert, daß man die positiven Elemente klar hervorhebt, die eine neue Etappe auf dem Weg des vom Geist des römischen Rechts beeinflussten römischen Katholizismus bedeuten. Die Kirche ist vom Konzil aufgerufen worden zu einer »dauernden Reformation, deren sie allzeit bedarf, soweit sie menschliche und irdische Einrichtung ist« (Ökumenismusdekret 11,6). Sie muß »die Niedrigkeit und das Todesleiden Christi an ihrem Leibe« tragen, sich von Tag zu Tag reinigen und erneuern, »bis Christus sie sich dereinst glorreich darstellt, ohne Makeln und Runzeln« (id.1,4). »Und so sind die verschiedenen Lebensäußerungen der Kirche, in denen diese Erneuerung sich schon verwirklicht-wie etwa die biblische und liturgische Bewegung, die Predigt des Wortes Gottes und die Katechese, das Laienapostolat, neue Formen des gottgeweihten Lebens, die Spiritualität der Ehe, die Lehre und Wirksamkeit der Kirche im sozialen Bereich-als Unterpfand und als gute Vorbedeutung zu sehen, die den künftigen Fortschritt des Ökumenismus schon verheißungsvoll ankündigen« (id., 11,6). Als Übung eines wahren Ökumenismus wird besonders hervorgehoben »diese Bekehrung des Herzens und die Heiligkeit des Lebens«, die »als die Seele der ganzen Ökumenischen Bewegung anzusehen« ist und »mit Recht geistlicher Ökumenismus genannt werden« kann (id., II,8).

Die gemischten Konferenzen, bei denen man von gleich zu gleich wesentlich theologische Probleme behandelt, verlangen eine echte Befähigung, eine ökumenische Formung der neuen Generation, »ganz in diesem Sinne und nicht polemisch« eine »Unterweisung in der heiligen Theologie und in anderen, besonders in den historischen Fächern ... unter ökumenischem Gesichtspunkt . . . , damit sie umso genauer der Wahrheit und Wirklichkeit entspricht« (id., II,10).

Zeugt all das nicht von einer ungeheuren Erneuerung des monolithischen Organismus Roms, von einer friedlichen Revolution inmitten des römischen Katholizismus? Das Konzil bietet neue und positive Elemente für die Beziehungen zwischen den römischen Katholiken und den Orthodoxen. Das Dekret über den Ökumenismus erklärt im Blick auf die Brüder des Orients, die in unversehrter Gemeinschaft mit denen leben, die der abendländischen Tradition folgen, »daß dies ganze geistliche und liturgische, disziplinäre und theologische Erbe« des Orients »mit seinen verschiedenen Traditionen zur vollen Katholizität und Apostolizität der Kirche gehört« (111, 17).

Es wird an anderer Stelle die für alle sehr verpflichtende Bedeutung hervorgehoben, »die der Kenntnis, Verehrung, Erhaltung und Pflege des überreichen liturgischen und geistlichen Erbes der Orientalen zukommt, damit die Fülle der christlichen Tradition in Treue gewahrt und die völlige Wiederversöhnung der orientalischen und der abendländischen Christen herbeigeführt werde« (111, 15).

Es ist für eine objektive und gründliche Beurteilung der ökumenischen Arbeit des Konzils sicherlich notwendig, Abstand zu gewinnen, zumindest mit Rücksicht auf seine wichtigen Ergebnisse. Aber es wäre ungerecht, sich bei einer Teilbeurteilung der Unionsarbeit des Vatikanischen Konzils aufzuhalten, ohne seine Dekrete und Beschlüsse mit den allgemeinen Versuchen heute zu konfrontieren.

IV. Ein neues Verhältnis der beiden Kirchen zueinander

Der Orient kann in der Tat nicht die Theorie von der gelebten Überzeugung, den Glauben von der Liebe trennen, insofern als »Glaube und Liebe ein Ganzes sind ohne Vorrang des einen vor dem anderen«⁴, insofern als die Liebe ohne den Glauben eine leere Ansammlung von sentimental Zuständen ist, die außerhalb und unabhängig vom Christentum existieren können, und insofern als der Glaube ohne die Liebe nichts anderes ist als eine trockene Herrschaft des Verstandes. Das von Natur kalte, zurückhaltende und vernünfteln christliche Abendland ist nicht imstande, den Dialog der Liebe ausreichend und in rechter Weise als ein notwendiges Stadium, als ein wegbereitendes Element des Dialogs der Wahrheit einzuschätzen. Während im Osten die Liebe gegenseitig Zugeständnisse einräumt- was immer aufgefaßt worden ist als eine der Bedingungen für das Bekenntnis desselben Glaubens⁵, ist für das positive und klassische christliche Denken in erster Linie der theologische Dialog maßgebend, die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung im Ausdruck, die aus Daten, Dokumenten und Argumenten gewonnene und zu Papier gebrachte Deutung.

Wie dem auch sei, der orthodoxe Theologe darf seinerseits bei seiner Aufgabe, das Werk des Konzils zu würdigen, nicht die großen historischen Ereignisse unserer Zeit übersehen, u. a. auch die Reise des Bischofs von Alt-Rom zu seiner Begegnung mit seinem Bruder, dem Bischof von Neu-Rom, im Phanar (25. Juli 1968) nach ihrer ersten historischen Begegnung in Jerusalem (Januar 1964), ferner die von unerhörten Ehrungen umgebene Aufnahme, teilweise unvorstellbar für das von Natur vorsichtige römische Protokoll, die dem Ökumenischen Patriarchen anlässlich der dritten Begegnung der beiden Prälaten in Rom (26. Oktober 1967) bereitet wurde, die vielfachen Kontakte durch Schreiben oder Sondergesandte zwischen dem Vatikan und dem Phanar.

Positiv und ermutigend für die Beziehungen der beiden Kirchen ist auch das Zeugnis, das in der gemeinsamen Erklärung seinen Ausdruck fand, nach der »ihre Begegnung dazu beitragen konnte, daß ihre Kirchen sich in noch stärkerem Maße als Schwesterkirchen erwiesen«, ebenso wie die von ihnen zum Ausdruck gebrachte, indirekt den Proselytismus verdammende Überzeugung, »daß der Dialog der Liebe zwischen ihren Kirchen Früchte der uneigennütigen Zusammenarbeit auf der Ebene eines gemeinsamen Handelns auf pastoralem, sozialem und geistigem Gebiet tragen müsse, immer in gegenseitiger Achtung vor dem Glauben des anderen gemäß seiner eigenen Kirche«. Und die wechselseitige und gleichzeitige feierliche Aufhebung des Bannes am 7. Dezember 1969 in der Patriarchatskirche des Phanar und in der Basilika St. Peter in Rom - ist sie nicht eine Handlung der Liebe und Versöhnung, die eine theologische Würdigung verdient unabhängig vom Standpunkt der Theologen der beiden Kirchen?

⁴ J. A. Möhler, Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte, hrsg. von J. R. Geiselman, Köln, 1956, 253-254 macht, indem er sich auf das »όλος« des Ignatius bezieht, die folgenden Bemerkungen: »όκο⁵ wird von Dingen gebraucht, deren Teile ohne das Ganze nicht denkbar und, wo alles in einem organischen Zusammenhang steht, sei nun dieser Zusammenhang ein physisch- oder geistiglebender oder bloß gedachter oder auch bloß ein solcher, wo der Teil das Bildes Ganzen ist, im Gegensatz zu einem aus verschiedenen Dingen zusammengesetzten Ganzen, wie man im Griechischen wohl von einer Wassermasse sagt, sie sei ein όλον, nicht aber vom Haus; die Lateiner geben es mit totus und universus (. . .), daher τὸ όλον das Universum, όλον τὸ σῶμα, der ganze Körper; oder wenn Ignatius sagt τὸ όλον ἐστὶ πίστις καὶ ἀγάπη ὧν οὐδὲν προκέκριται; (...); nämlich πίστις und ἀγάπη bilden das όλον, welches eine Menge von Teilen umfaßt, oder viele Besonderheiten sind organisch verbunden in diesem όλον enthalten.«

⁵ Es ist kein Zufall, daß in der Göttlichen Liturgie vor dem Glaubensbekenntnis der Diakon an uns die Ermahnung richtet: »Laßt uns einander lieben, damit wir in demselben Geiste bekennen:...«

Wenn die Aufhebung des Bannes identisch ist mit der Aufhebung des Schismas - was offiziell weder vom Papst von Rom noch durch eine Synode des Ostens erklärt worden ist-, sind wir dann nicht *de facto* zur Sakramentsgemeinschaft zwischen Ost und West vor 1054 zurückgekehrt, wenn auch - wie es tatsächlich ist - die Kluft sich in der Zwischenzeit durch Einführung neuer Definitionen, wesentliche dogmatische Divergenzen, somit durch neue Gründe der Trennung zwischen beiden Kirchen erweitert hat? Es ist sicher, daß niemals eine absolute dogmatische Übereinstimmung zwischen Ost und West bestanden hat. Wenn von einer absoluten dogmatischen Gemeinsamkeit die Rede ist, die nötig sei, dann muß man beachten, daß es sich ja nicht um grundverschiedene Lehren handelt, sondern um verschiedene Betrachtungsweisen des einen und selben geoffenbarten Geheimnisses. Die eine geoffenbarte Wahrheit wurde in Ost und West in verschiedener Weise aufgefaßt und interpretiert, ja nach dem verschiedenen Temperament und Charakter dieser Völker. Die verschiedenen Traditionen schlossen einander nicht gegenseitig aus, sondern machten im Gegenteil die Gemeinschaft zwischen den beiden Kirchen möglich. Der Standpunkt trennte, aber der Herr selbst einte.

Die geistige Entfremdung, die historisch-theologischen Elemente und andere nichttheologischer Art, die man hier nicht untersuchen kann, der Mangel an echtem Verständnis und Liebe führten zu Mißverständnissen über die Lehre, gewollten oder ungewollten Mißverständnissen, die das Schisma unvermeidlich machten, dieses Schisma, das, faktisch viel eher begonnen, seinen definitiven Ausdruck in dem symbolischen und historischen Ereignis von 1054 fand. Seit damals herrscht offizielle gegenseitige Isolierung. Die theologischen Diskussionen des Ostens haben im Laufe der Jahrhunderte im Westen ein solches dogmatisches Gewicht erhalten, daß die sorgfältige Untersuchung der Bedingungen für eine *communicatio in sacris* mit den Orthodoxen bei den Römischen Katholiken sich unvermeidlich verband mit der Aufklärung bestimmter theologischer Divergenzen.

V. Theologische Divergenzen

Man könnte diese Divergenzen in zwei Kategorien einteilen, solche von sozusagen nebensächlichem Charakter und solche, die sich auf wesentliche Punkte des Glaubens und des Amtes beziehen. Die einen wie die anderen bestanden teils schon vor dem Schisma, teils erhielten sie erst nach diesem Ereignis dogmatisches Gewicht.

Zu den Differenzen der ersten Art zählen z.B. die Lehre von der Rechtfertigung, die Lehren von den Sakramenten, vom Ort der Läuterung nach dem Tode (Fegefeuer) und vom Pflichtzölibat der Priester. Diese Differenzen haben eine sekundäre Bedeutung; sie täten der Einheit der Kirche keinen Abbruch, im Gegenteil, sie brächten sie reicher zum Ausdruck und sie sind zulässig, soweit sie nicht einander widersprechen und der Substanz der Wahrheit widerstreiten. Jeden unausgereiften und unverantwortlichen Ausgleich dieser Differenzen muß man vermeiden. Hier gilt ganz und gar, was Papst Paul VI. in der Patriarchalkirche St. Georg des Phanar betont hat: »Auch uns muß da die Liebe helfen, wie sie Hilarion und Athanasius geholfen hat, die Gleichheit des Glaubens zu erkennen trotz der unterschiedlichen Ausdrucksweise im Augenblick und der schweren Meinungsverschiedenheiten, die den christlichen Episkopat entzweiten. Selbst der heilige Basilius in seiner Hirtenliebe – wahrte er nicht den wahren Glauben im Heiligen Geist, indem er es vermied, bestimmte Worte zu gebrauchen, die, so richtig sie auch sein mochten, ein Stein des Anstoßes für einen Teil des christlichen Volkes sein konnten? Und der heilige Cyrill von Alexandrien – nahm er es nicht hin im Jahre 433, daß seine so schöne Theologie außer acht gelassen wurde, um des Friedens mit Johannes von Antiochien willen, nachdem er sich vergewissert hatte, daß trotz verschiedener Ausdrucksweisen ihr Glaube identisch war?«

Das Problem liegt anders, wenn es sich um Divergenzen der zweiten Art handelt, nämlich die beiden Maria betreffenden Dogmen von 1854 und 1950, die Einfügung des Filioque ins Glaubensbekenntnis (bei der Aussage über den Heiligen Geist: »der aus dem Vater *und dem Sohn* hervorgeht«) und die definierte Lehre vom Primat verbunden mit der päpstlichen Unfehlbarkeit (1870). Es ist zu prüfen, ob diese Divergenzen widersprüchlich sind, das heißt, ob und in welchem Maße sie zu Widersprüchen im Verständnis und in der Formulierung der einen Wahrheit führen. Auf jeden Fall dürfen diese Unterschiede nicht beziehungslos und dadurch undifferenziert nebeneinander bestehen bleiben. Es ist vielmehr notwendig, daß sie Objekt einer lebendigen Konfrontation werden. Die Wahrheit muß mit der größtmöglichen Klarheit ausgedrückt werden. Eine künstlich herbeigeführte Übereinstimmung entspricht in keiner Weise dem Ökumenis-

mus; sie kann ihm sogar Nachteile bringen durch übertrieben streitbare Selbstverteidigung, Selbstrechtfertigung und gegenseitige Konkurrenz, die sich in ein ökumenisches Gewand kleidet.

a. Die mariologischen Dogmen

Sicherlich widersprechen die Maria betreffenden Dogmen nicht dem Sinn der Glaubensbekenntnisse der Ökumenischen Konzilien. Soweit sie einen geschichtlich begründeten offiziellen Ausdruck der Verehrung des Volkes für die Mutter Gottes darstellen, werden sie von den orthodoxen Gläubigen respektiert, selbst wenn sie zum Teil im Widerspruch stehen zur Lehre von der Allgemeinheit der Ursünde und wenn sie sich auch weder auf die Heilige Schrift noch auf die apostolische Tradition gründen lassen.

b. Das Filioque

Vom orthodoxen Standpunkt aus anstößig ist es jedoch, daß durch die Einfügung des Filioque das Nizäno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis verändert worden ist trotz der ausdrücklichen Ablehnung und Verurteilung jedweder Veränderung durch die Ökumenischen Konzilien. Heute kann man, wie einige Autoren versichern, annehmen, daß die Einfügung des Filioque in das Credo nicht die von den Ökumenischen Konzilien dargelegte Lehre von der Einheit Gottes verändert, vielmehr in Abwehr jedes Polytheismus nur noch unterstreicht. Deshalb ist zu prüfen, ob dieses Problem vielleicht nur das Gebiet der theologischen Auslegung berührt und einfach eine Form darstellt, die man bei mehreren östlichen wie westlichen Kirchenvätern antrifft. Zu prüfen ist auch die Meinung der kleinen Gruppe orthodoxer Theologen, die glauben, daß »die Einfügung des Filioque in das Credo durch die Abendländer nicht einen fatalen Hieb gegen die Einheit bedeutet hätte, wenn nicht die Konkurrenz zwischen Ost und West wegen der Bekehrung der Slaven zum Christentum entstanden wäre und wenn die Kreuzfahrer sich nicht zur Plünderung und Einnahme von Konstantinopel im Jahre 1204 hätten hinreißen lassen und zur Errichtung der lateinischen Hierarchie in verschiedenen Gegenden innerhalb und außerhalb des Imperiums, die seit Jahrhunderten in byzantinischer Tradition standen. Unter solchen Bedingungen wurde das Filioque für die Orthodoxie zum Symbol der Eroberungszüge der Päpste, der Franken, der Venezianer und der Genuesen in den Orient«⁶.

In dem Maße, als die zeitgenössische Bibelexegese die orthodoxe Auffassung wieder stärkt⁷, ist die Katholische Kirche durch das Zweite Vatikanische Konzil vorbereitet, neue Konzessionen zu machen: »Was also etwa je nach den Umständen und Zeitverhältnissen im sittlichen Leben, in der Kirchenzucht oder auch in der Art der Lehrverkündigung - die von dem Glaubensschatz selbst genau unterschieden werden muß - nicht genau genug bewahrt worden ist, muß deshalb zu gegebener Zeit recht- und pflichtgemäß erneuert werden« (Ökumenismusdekret, II,6).

Freilich fordert die katholische Kirche die Einfügung des Filioque nicht; denn es stellt für sie keinen wesentlichen Punkt dar; so wird sowohl der Brauch bei den katholischen Orientalen verständlich, das Nizäno-Konstantinopolitanische Credo ohne diesen Zusatz zu sprechen, wie auch die Entscheidung des Konzils von Florenz (1439), nach der die lateinische Formel »aus dem Vater und dem Sohn« die gleiche Wahrheit ausdrückt wie die Formel des Ostens »aus dem Vater durch den Sohn«⁸.

c. Die Dogmen über den universalen Jurisdiktionsprimat und die Unfehlbarkeit des Römischen Stuhles

Ein Hindernis für die christliche Einheit ist für uns aber die Abweichung Roms von der alten episkopalen Struktur der Kirche durch die Einführung des Primats und der Unfehlbarkeit des Römischen Stuhls. Die katholische Kirche betrachtet die universale Jurisdiktion des Bischofs von Rom als ein für die christliche Einheit wesentliches und darum unerläßliches ekklesiologisches Element. Selbst wenn »die Art dieser Jurisdiktion sehr variabel ist, heute sehr zentralisiert, ehemals mehr dezentralisiert, im Osten sehr abgeschwächt,

⁶ S. Agouridis in einem Beitrag über das Filioque in *Ekklisia*, 1969, Nr. 28, 623 ff.

⁷ Vgl. ebendort.

⁸ F. Heiler, Was lehrt das Konzil von Florenz für die kirchliche Einigungsarbeit? in: *Eine heilige Kirche*, 21 (1939), 183-193.

im Westen mehr vereinheitlicht«⁹, scheint es, daß Rom mehr in der Weise auf seinem Primat besteht, wie er im Verlauf des Ersten Vatikanischen Konzils (1870) formuliert worden ist.

Doch was kann dieses Festhalten im Grunde bedeuten, da das Dogma vom Primat heute im Bewußtsein der Römischen Katholiken sich gewandelt hat und in seiner praktischen Anwendung soweit abgeschwächt worden ist, daß die katholischen Theologen notgedrungen die Frage stellen: Was ist letzten Endes maßgebend? Ist es der trockene Buchstabe des Dogmas? Ist es das Gewissen der Gläubigen, sein Ausdruck in gelebter Erfahrung, in Wort und Schrift? Und wenn wirkliche Handlungen und Erfahrungen von heute mit »unwandelbaren« und »unabänderlichen« Thesen von gestern zusammenprallen, sind wir dann nicht wegen der Wichtigkeit der Sache gehalten, die alten Thesen zu überprüfen, indem wir auf theologische Weise und positiv die Erfahrungen der Kirche von heute berücksichtigen?

Die offizielle Römisch-Katholische Kirche versucht, durch das Zweite Vatikanische Konzil ein Gleichgewicht herzustellen zwischen den verschiedenen Tendenzen, die ihren Ausdruck gefunden haben im Schwanken der Gläubigen zwischen einem verkalkten Dogmatismus, der mit unüberprüfter Sicherheit und unerbittlich am Wortlaut der traditionellen Thesen festhält, und einem gefährlichen, radikalen, an allem zweifelnden Skeptizismus, der kritisch zwar, aber einfach drauf los versucht, die hierarchische Ordnung der Werte und Institutionen zu nivellieren und den wahren Gott klar von dem zu scheiden, was man für Vergötzungen hält. Bei seinem Versuch, ein Gleichgewicht herzustellen, betont Rom einerseits die kollegiale Autorität der Bischöfe und andererseits die undiskutable und klar zum Ausdruck gebrachte Gültigkeit des Primatdogmas in der Weise, daß sich offensichtliche Widersprüche ergeben. So hat nach dem Ökumenismusdekret (I,2) »Christus das Amt der Lehre, der Leitung und der Heiligung dem Kollegium der Zwölf anvertraut« und andererseits »unter ihnen ... den Petrus ausgewählt, auf dem er nach dem Bekenntnis des Glaubens seine Kirche zu bauen beschlossen hat; ihm hat er die Schlüssel des Himmelreiches verheißen ... ihm hat er alle Schafe anvertraut, damit er sie im Glauben stärken und in vollkommener Einheit weiden solle«.

Demnach befindet sich unter den Aposteln ein privilegierter Führer, Petrus. Die Lehre von der Gewalt der Apostel ist zugleich ganz einfach undiskutabel, die Gewalt des Petrus von Gott geoffenbartes Dogma. In der nachkonziliaren kritischen Periode, die wir durchschreiten, stellen wir fest, daß es nicht in genügendem Maße notwendige Bedingungen und Möglichkeiten dafür gibt, daß die widersprüchlichen Entscheidungen und Feststellungen des Konzils – darunter auch die die Kollegialität der Bischöfe betreffenden – zu einer wahren und lebendigen Erfahrung der Gläubigen – sowohl des Klerus als auch der Laien – der Römisch-Katholischen Kirche werden. Um die Einheit im Inneren nicht zu erschüttern, ist Rom durch die Macht der Ereignisse gezwungen, wenn es im Ton der Überzeugung bei passender wie unpassender Gelegenheit das Dogma vom Primat des Römischen Stuhls unterstreicht. Konzessionen zu machen, um die Liberalen halten zu können, und nach dem Maße des Möglichen die Einheit der schlecht zusammengehaltenen Gläubigen zu sichern. Doch was meint dieses Dogma im Grunde und inwieweit kann der römische Anspruch von 1870 auf eine Jurisdiktion des Papstes über alle Kirchen auch die orthodoxe Kirche des Ostens betreffen, wenn diese Jurisdiktion - obschon dogmatisch definiert, schon relativiert angewandt - nicht in Übereinstimmung mit dem Osten geübt und angewandt werden kann?

VI. Gemeinschaft durch Rückkehr zur Tradition der alten ungeteilten Kirche

Wenn so die dogmatische Wiederaussöhnung zunächst menschenunmöglich zu sein scheint, da ihr möglicherweise die beiden Kirchen aus ihrer ganzen Natur heraus entgegenzustehen scheinen, ist es dann überhaupt und in jeder Hinsicht ein unkluger Optimismus, ein Hoffen gegen alles Hoffen, einen Ausweg aus der Sackgasse zu suchen? Wenn wir wirklich an die Einheit der Kirche als von Gott gegeben glauben, dann haben wir nicht nur die Schwierigkeiten in den Möglichkeiten zu suchen, sondern auch die Möglichkeiten in den Schwierigkeiten. Und wenn wir einen möglichen Ausweg aus der für uns als Menschen entmutigenden Sackgasse zu finden wünschen, dann müssen wir mit Liebe und ohne Leidenschaft das »Wie« und das »Warum« des Ursprungs der Unterschiede prüfen, die uns aus historischer und theologischer Sicht trennen.

⁹ Vue prophétique de Lambert Beauduin sur la situation actuelle de l'Eglise, Irénikon, 1969, 393.

Die Wurzeln der Trennung finden sich in der Geschichte. Wenn man von der Vergangenheit ausgeht, kann man besser und leichter die Gegenwart verstehen, indem man gleichzeitig einen verantwortungsbewußten Blick auf die Zukunft richtet. Wahrhaftig, die Vergangenheit gehört der Geschichte an, die Gegenwart ereignet sich, und die Zukunft kann man nur sehr bedingt vorhersehen und erhoffen. Darum muß man unbedingt in der Tiefe der Geschichte von gestern forschen, damit wir die Gegenwart heute richtig beurteilen können und eine solide und realistische Basis für die Einheit von morgen bereiten. Das ist nur möglich, wenn wir uns von Vorurteilen und ungerechten Teilurteilen befreien, die der tatsächlichen Situation der getrennten Brüder nicht wirklich entsprechen. Wenn wir uns nicht gemeinsam zu den Quellen zurückbegeben, kann es geschehen, daß wir die Kluft, die uns trennt, vertiefen oder daß wir auf weitere Trennungen im Innern und damit viel bedauerlichere Schismen zugehen. Auf jeden Fall zeigt uns die Geschichte verfrühte und voreilige Unionsbestrebungen zwischen den Kirchen - aus opportunistischen Gründen in die Wege geleitet -, die letzten Endes dazu geführt haben, die schon bestehende Trennung zu vertiefen und zu verfestigen. Darum ist ein »raumdimensionaler Ökumenismus«, der nur den Raum sieht, in dem die Kirchen heute nebeneinander existieren, und hier ein Sich-zusammentun zum Ziel hat, ein ungenügender Versuch, wenn er nicht vervollständigt wird durch einen »zeitdimensionalen Ökumenismus«, anders ausgedrückt: durch die gemeinsame und verantwortungsbewußte Rückkehr zur Tradition der alten und ungeteilten Kirche, in der die Quelle für die Existenz aller Kirchen und Konfessionen liegt. Mit dieser unserer orthodoxen Sicht möchten wir ganz einfach das Suchen nach einer geeigneten Lösung erleichtern, die Einheit der Kirche wiederherzustellen und aufleben zu lassen. Wir möchten uns nicht zufriedengeben mit einer bloßen Darlegung einer idealen Lehre von der Einheit, sondern wir möchten in völlig integrierter Gemeinschaft leben können, weil, wie der heilige Johannes Chrysostomus sagt, »die Kirche gegründet wurde, damit wir, die wir wiedervereint sind, nicht getrennt, die jedoch, die getrennt sind, wieder vereint seien«.

Gewiß, niemand kann etwas vorhersagen über »die Länge des Weges, der, wenn man es recht überlegt, eine Sache des Glaubens ist, eine Sache vieler Gebete, heiliger Geduld, unaufhörlicher Arbeit und vor allem der Liebe. Denn ganz allein in der Liebe können wir alle aus der Vergangenheit ererbten Elemente ausräumen, können wir die unübersteigbaren Hindernisse beseitigen, können wir das gegenseitige brüderliche Vertrauen vollständig wiederherstellen; indem wir in gegenseitiger Achtung eine neue geistliche Situation schaffen, die der Annäherung, bauen wir auf festen und sicheren Fundamenten unsere Einheit in Christus, >der das Haupt der Kirche ist« (Patriarch Athenagoras).

Vergessen wir darum nicht, wenn die historische Wirklichkeit daran ginge, unsere Hoffnungen auf Wiederherstellung der von unserer Zeit ersehnten Einheit zu erschüttern, daß die Macht Gottes eine für die Menschen entmutigende und hoffnungslose Situation durch die Hoffnung auch wieder zum Besseren wenden kann und einen Ausweg selbst aus der Sackgasse zeigen oder sogar öffnen kann! Die menschliche Sackgasse ist nicht das entmutigende Ende unseres gemeinsamen Heilsweges; im Gegenteil, diese Sackgasse kann die Bedeutung eines Weges der Hoffnung haben auf die Verwirklichung des Verlangens, das seinen Ausdruck fand in dem drängenden Gebet, das der Herr vor seinem Leiden an den gemeinsamen Himmlischen Vater richtete, »daß alle eins seien« (Joh 17,21). 